

## Fest und Feier als Lebenshilfe

Das Feiern ist ein menschlicher Grundakt. Schon die Wortwurzel offenbart, daß das Feiern aber auch, ja vor allem ein religiöser Akt ist. (Redaktion)

Im Gefolge der großen Seuchen entstand im Spätmittelalter eine allgemeine Todesstimmung. Als das wichtigste Anliegen des Lebens sah man daher die Vorbereitung auf das Sterben an. Im 14. Jahrhundert entstand eine eigene Literaturgattung, „ars moriendi“ genannt: kleine Büchlein, durch die man die Kunst des Sterbens lernen konnte. Diese Sterbebüchlein wurden zunächst handschriftlich verbreitet. Nach Erfindung des Buchdrucks gehörten sie zu den meistgedruckten Büchern. Aus der Zeit bis zum Jahr 1500 sind uns allein 65 Ausgaben erhalten (u. a. Johann Gerson, Nikolaus von Dinkelsbühl, Thomas Peuntner, Geiler von Kaisersberg).<sup>1</sup> Beliebte Illustrationen zu diesen Büchern zeigen Engel und Teufel am Sterbebett im Streit um die Seele. Der Glaube wurde vor allem als Sterbehilfe geschätzt: Wer glaubt, der kann getrost sterben. Von den Glaubensinhalten interessierten vor allem die Letzten Dinge. Himmel, Hölle, Tod und Gericht waren bevorzugte Motive mittelalterlicher Maler und häufig auch der Inhalt der „biblia pauperum“, die man für jene an die Innen- und Außenwände der Kirchen gemalt hat, die nicht lesen konnten.

Die Sakramente fanden vor allem als Sterbesakramente Interesse. Die drei mittleren, Eucharistie, Buße und Krankensalbung, wurden zur klassischen Trias des „Versehgangs“. Die Messe wurde zum Requiem, zur rituellen Hilfe für die Armen Seelen, damit sie aus dem Fegfeuer erlöst werden. Das Meßstipendium wurde vor allem für diesen Zweck gegeben. Die Taufe wurde zu einer Art Sterbeversicherung; bei der hohen Kindersterblichkeit wollte man sicher sein, daß das Kind wenigstens in den Himmel kommt, wenn es schon so früh sterben mußte.

Die Theologen konnten sich nicht dazu entschließen, mit Sicherheit auch jenen Kindern den Himmel zuzusprechen, die ohne persönliche Sünde, jedoch ungetauft sterben. Sie konstruierten lieber für sie einen „limbus puerorum“, den Kardinal Ottaviani auf dem Konzil bekanntlich eine „fromme Theologenphantasie“ genannt hat.

Der Priester war im Mittelalter vor allem auch ein professioneller Sterbehelfer. Die Phantasie des Volkes wurde durch Erzählungen genährt, in denen der Priester gerade noch zum Sterben zurecht kommt und dem Teufel eine arme Seele abjagt. Er wurde als Leiter des kirchlichen Begräbnisses hoch geschätzt.

Das Lebensgefühl vieler Menschen heute entspricht in gewisser Weise diesem Lebensgefühl des Mittelalters. Das Ansteigen krankhafter Ängste und Depressionen, das Phänomen der „Aussteiger“ und die wachsende Zahl der Selbstmörder sind deutliche Zeichen dafür, daß sich viele Menschen in ihrer ganzen Existenz bedroht fühlen. Sie werden von einem Gefühl der Ohnmacht gelähmt, nicht nur angesichts ihrer persönlichen, beruflichen oder familiären Situation, sondern vor allem angesichts der Bedrohung der Welt durch die politischen Verhältnisse und die modernen Waffen, durch die Zerstörung der Umwelt oder auch durch die begrenzten Reserven an Rohstoffen. Viele junge Menschen fragen heute, ob man es noch verantworten könne, Kinder in diese Welt zu setzen, die

<sup>1</sup> LThK, art. „ars moriendi“.



doch keine Zukunft mehr habe. Der Fortschrittsglaube ist gebrochen.<sup>2</sup> Themen wie Manipulation, Futurologie und Zukunftsplanung sind aus den Tagungshäusern und Zeitschriften verschwunden. Der Traum von der totalen Machbarkeit ist ausgeträumt. Die Technik hat viel von ihrem Ansehen verloren. Die junge Generation will nicht mehr die Revolution, sondern die Meditation; sie glaubt nicht mehr an die Reformierbarkeit der Gesellschaft, sondern sie träumt von einem Leben am Bauernhof mit Biokost und Schafzucht. Ein Teil der Jugend betäubt sich durch Ideologien oder Drogen.

Das Sterben ist für viele ein interessantes Thema geworden. Bücher über Sterbebegleitung erscheinen nicht zur zahlreich in der pastoraltheologischen Literatur, sie sind auch als durchaus profane Erörterungen an den Bahnhofskiosken zu haben. Einiges Aufsehen hat auch die Übersetzung eines Buches erregt, das ursprünglich in England erschienen ist und eine zuverlässige Anleitung zum Selbstmord darstellt. Es entstehen Sterbekliniken. Großes Interesse hat ein Bericht der Krankenschwester Elisabeth Wunderli-Linder über das St. Christopher's Hospice, eine Sterbeklinik in London, gefunden.<sup>3</sup> Der Bericht hat den bezeichnenden Titel: Gelebtes Sterben.

Es ist ein hoffnungsvolles Zeichen unserer Zeit, daß man trotz aller dieser Erscheinungen nicht ohne Einschränkung von einer neuen „ars moriendi“ sprechen kann. Manche wollen nämlich mit größter Leidenschaft einfach wieder leben lernen. Sie interessieren sich also mehr für die „ars vivendi“. Das Mittelalter kannte diesen Ausdruck gar nicht; die Kunst zu leben war eben die Kunst zu sterben. Heute setzt sich jedoch jene Kunst deutlich von dieser ab. Man interessiert sich für das gelebte Leben, nicht nur für das gelebte Sterben.

Es ist nicht die Hohe Schule des Lebens, die gefragt ist. Es scheint vielmehr, daß schon die einfachen Dinge Schwierigkeiten machen; etwa die Freude, überhaupt leben zu dürfen; die Kunst, einen Tag zu verkosten, wie dies schon Horaz mit seinem „carpe diem“ gemeint hat. Viele wollen heute die dreifache Lebenskunst wieder lernen, die schon Platon gelehrt hat: die Kunst, in der Gegenwart, im Heute zu leben, die ganze Realität der Stunde zu erfassen (αἴσθησις); die Kunst, seine Vergangenheit zu verarbeiten (μνήμη) jene kleine Fertigkeit und Raffinesse, sondern um eine grundsätzliche Einstellung zum Leben als ganzem. Es geht um die Lösung jener eigenartigen Verspannung und Verkrampfung vieler Menschen, die ihnen die Freude am Leben nimmt und jede Bewegung behindert. Die Lockerung geschieht durch Loslassen, Sich-Einlassen, durch Bejahen: durch „Muße“.

## I. Die Muße

Die Griechen haben als Grundeinstellung zur Welt und zum Leben die σχολή gefordert. Das Wort kommt von σ-εχω, d. h. festhalten, erfahren, sich der Erfahrung aussetzen, Kenntnis haben, sich behaupten, standhalten oder einfach mit-sein. Das Hauptwort σχολή bedeutet daher das An-sich-nehmen der Welt, das „Haben“ der Welt; es bedeutet zustimmen, sich stellen, im Einklang sein mit der Welt. Der grundlegende Akt des Lebens ist also ein Ja, ist Zustimmung zur Welt im ganzen, ist Einverständnis (B. Brecht). Platon sagt, die Muße gibt „Geradheit und Richtung“.<sup>4</sup> Sie gibt Linie und Orientierung.

<sup>2</sup> Vgl. W. Zauner, Jugend — eine Hoffnung für die Kirche? In: ThPQ 131 (1983) 127-133.

<sup>3</sup> Orientierung 46 (1982) 218—220.

<sup>4</sup> Platon, Nomoi 653 d.



Sie bewirkt, daß der Mensch sozusagen von sich weg lebt und sich nicht dadurch vergiftet, daß er immer um sich selbst kreist.

Für Aristoteles ist dieses Leben in Zustimmung so wichtig, daß er ihm alles andere unterordnet: „Wir arbeiten, um Muße zu haben.“<sup>5</sup> Auch bei den Römern ist der grundlegende Akt des Lebens das „otium“; Arbeit bezeichnen sie als „neg-otium“.

### 1. Der Mensch und die Arbeit

Es fehlt nicht an Versuchen, den Menschen von der Arbeit her zu begreifen. Schon in der Philosophie der Römer erscheint der Mensch als homo faber. Es ist für den Menschen charakteristisch und wesentlich, sich gestaltend zum Ausdruck bringen zu können, und zwar durch Arbeit und Sprache, die in gewisser Weise zusammengehören. Arbeit und Sprache können sich verdichten zur Kunst.

Hegel charakterisiert den Menschen in einem dialektischen Dreischritt: Er hat die Fähigkeit zur Vergegenständlichung und macht die Dinge zu *Objekten*; er erfährt sich dabei selbst als *Subjekt*; die Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt geschieht durch *Arbeit*. Beim Tier sind Begierde und Genuß kurzgeschaltet, beim Menschen ist die Arbeit dazwischengeschaltet.<sup>6</sup>

Was den Menschen zu den Dingen hin bringt (Arbeit und Sprache), das bringt ihn auch von sich weg. Hegel spricht von „Entäußerung“, Marx von einer „Entfremdung“ des Menschen durch die Arbeit. Arbeit ist also zwiespältig: sie dient der Selbstverwirklichung und bewirkt zugleich eine Selbstentfremdung.

Es ist die Frage, ob der Dreischritt Subjekt-Objekt-Arbeit das Ganze der menschlichen Existenz ausmacht. Die Antike war jedenfalls nicht dieser Auffassung. Ich habe schon erwähnt, daß bei Griechen und Römern der grundlegende Akt des Lebens nicht die Arbeit, sondern die Muße ist. Muße ist jedoch nicht der Gegenbegriff zu Arbeit, etwa wie der Begriff Freizeit. Arbeit und Muße sind vielmehr gleich ursprünglich und gehören zusammen. Die Arbeit ist vom Zweck bestimmt, die Muße vom Sinn. In der Arbeit wendet sich der Mensch intensiv, ja fast exklusiv einem Teil der Welt zu. Die Muße richtet den Blick auf das Ganze und ordnet das Detail, mit dem sich die Arbeit beschäftigt, in das Lebensganze ein. Wenn Platon sagt, die Muße sei da, um wieder „Geradheit und Richtung“ zu empfangen, so meint er eben damit die Öffnung des Blicks, der sich durch die Arbeit auf einen kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit fixiert hat, auf den größeren Zusammenhang, auf das Ganze. Der Mensch ist nämlich so geschaffen, daß er auf längere Sicht nur καθ' ὅλον leben kann, also mit dem Blick auf das Ganze, dem Ganzen gemäß.<sup>7</sup>

### 2. Der Mensch und die Muße

Unser ganzes Denk-, Erziehungs- und Lebenssystem ist jedoch heute vor allem auf Arbeit aufgebaut. Man erzieht in der Familie, in der Schule und im Berufsleben die Menschen zur Arbeit. Doch wo lernt man die Muße? Wo lernt man die Grammatik der Zustimmung (grammar of assent), wie sie Kardinal Newman genannt hat?

<sup>5</sup> Aristoteles, Nikomachische Ethik 1177 b.

<sup>6</sup> Vgl. G. Rombold, Kunst — Protest und Verheißung, Linz 1976, 47—50.

<sup>7</sup> Vgl. dazu die durchaus noch aktuellen Überlegungen von J. Langbehn, Der Geist des Ganzen, Freiburg i. B. 1930, 5—9.



Auf Todesanzeigen kann man oft lesen: „Sein ganzes Leben war Arbeit.“ Noch nie habe ich gelesen: Sein Leben war Muße. Stattdessen wird gerühmt: Sein Leben opferte er für seinen Betrieb, für seine Schule, für seine Wissenschaft, für seinen Beruf. Muße kommt da nicht mehr vor.

Das Wort „Muße“ scheint überhaupt entbehrlich geworden zu sein. In der Zeitung und im Rundfunk kommt es kaum vor. Eher schon kennt man den Müßiggang, und der ist bekanntlich aller Laster Anfang. Doch Muße ist nicht Müßiggang, ist nicht Untätigkeit, sondern höchste Aktivität.<sup>8</sup> Sprachlich hängt das Wort mit „messen“ zusammen, und bedeutet: das Angemessene, das Zugemessene tun, die gegebene Möglichkeit nützen. Muße ist die Aktivität der Zustimmung, der Bejahung, des Einverständnisses. Muße vollzieht einer, der mit seinem ganzen Herzen sagt: Es ist gut, daß ich lebe; es ist gut, daß du lebst; es ist gut, daß es die Welt gibt.

Diese Zustimmung zum Leben und zur Welt als ganzer kann sich ereignen beim Betrachten einer Blume, beim Spiel mit einem Kind, beim Anhören von Musik, beim Singen und Tanzen, bei einem Gespräch, beim Anblick eines Sonnenunterganges oder des Sternenhimmels. Muße ist Zustimmung zum Ganzen im Fragment, zur ganzen Welt in einer Blume, in einem Kind, in einem Stück Brot. Wenn so aus der Tiefe die Erkenntnis aufsteigt: Das Leben ist doch lebenswert! — dann ist das Muße.<sup>9</sup>

Im Neuen Testament kommt das Wort σχολή nicht mehr im ursprünglichen Sinn vor, sondern nur in unserem heutigen Sinn als „Schule“. So wird etwa gesagt, Paulus habe in der Schule des Tyrannos gepredigt (Apg 19,9). Die dem Wort zugrundeliegende Sache spielt jedoch eine große, ja zentrale Rolle. Da ist zunächst vom Ja Gottes zur Welt die Rede: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen Sohn gesandt hat“ (Joh 3). Der erste Johannesbrief unterstreicht es noch: „Darauf beruht die Liebe: nicht als hätten wir Gott geliebt, sondern er hat uns geliebt“ (1 Joh 4,10). Dieses sichere Wissen um die Liebe Gottes befreit zu einem trotz aller Sorge und Bedrohung unbeschwerten Leben: „Seid nicht besorgt für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, noch für euren Leib, was ihr anziehen sollt! . . . Schaut die Vögel des Himmels: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen — und euer himmlischer Vater ernährt die doch. Seit ihr denn nicht viel mehr als sie?“ (Mt 6, 25—26). Die Blumen und die Spatzen sollten unsere Muße-Lehrer sein.

Was die alten Griechen mit Muße gemeint haben, ist im Neuen Testament zum Teil im Begriff „Glauben“ enthalten, und Luther hat diese Dimension neu entdeckt. Glauben meint hier das vertrauensvolle Sich-Einlassen auf das ankommende Gottesreich sowie das Loslassen aller Verkrampfung und Verspannung und eigenen Sicherheit. Johannes legt sein Zeugnis ab, „damit ihr im Glauben das Leben habt“ (Joh 20,31). Glauben hilft leben, und zwar in einem umfassenden Sinn.

## II. Das Fest

Die Muße schafft sich einen eigenen Ausdruck in Fest und Feier. Jedes Fest enthält als Grundakt die Muße, ist Darstellung und Vollzug von Einverständnis und Zustimmung, ist Bejahung des Lebensganzen und Erfahrung von Sinn.<sup>10</sup>

<sup>8</sup> Grundlegende Ausführungen dazu in J. Pieper, *Muße und Kult*, München 1948.

<sup>9</sup> Vgl. das „Lob der Muße“ in: *Enzyklopädische Bibliothek*, hg. von F. Böckle u. a., Teilband 35 (Quellenband 5), Freiburg 1984, 342—349.

<sup>10</sup> Vgl. G. Rombold, *Die existentielle Bedeutung des Festes*, in: *Diakonia* 10 (1979) 11—16.



Das Fest hat somit einen ursprünglichen Bezug zur Transzendenz. Es weist über die vordergründig erfahrene Welt hinaus. In Muße und Fest erfährt sich der Mensch als Geschenk; er erfährt das Ganze als Gabe, die Welt als Schöpfung, sich selbst als Geschöpf. Ein gut gefeiertes Fest löst daher Dankbarkeit aus. Für Christen bildet die Feier der Eucharistie die Mitte des Sonntags. Damit wird logisch, anthropologisch und theologisch verstärkt, was natürlicherweise der Sinn des Festes und eines Feiertags ist.

Das Fest dient auch der Regeneration. Durch den Vorgang des Festes wird der Mensch zur Mitte geführt. Er findet zur eignen Mitte, aber auch die Welt bekommt eine Mitte und einen Sinn. Das Leben wird lebenswert. Durch das Fest geschieht also „Wertschöpfung“.

### *1. Fest und Spiel*

Die Arbeit ist von Zwecken bestimmt. Der Mensch bewegt sich daher bei der Arbeit so, wie es dem Zweck entspricht. Das Spiel aber ist Freude an der Bewegung selbst, ohne daß diese etwas „produziert“. Das Spiel hat keinen Zweck, aber es hat einen Sinn.

Das Spiel enthebt also der Verzweckung, die der Arbeit eigen ist und auf Dauer als Zwang und „Entäußerung“ erfahren wird. Das Gift der Arbeit besteht in der (notwendigen) Bindung an den Zweck, an die Nützlichkeit. Wenn diese ein zu hohes Ausmaß erreicht, wird das Leben verzweckt und vertan. Das Spiel ist also ein Entgiftungsvorgang: Durch die Entkoppelung von Aktivität und Nutzen bei gleichzeitiger Erfahrung von Sinn wird der Mensch zu sich selbst zurückgeführt; es wird verhindert, daß er sich ganz an die Dinge verliert. Das Spiel ist also auch eine Form der Muße; es enthält Zustimmung und Einverständnis.<sup>11</sup>

Die Feier der Liturgie ist Spiel. Wer verstanden hat, wie tiefsinnig und lebensnotwendig das Spiel ist, wird nicht fragen, ob also die Liturgie nichts als ein Spiel sei. Er wird vielleicht sagen, erst die Feier der Liturgie erschließe die höchsten und tiefsten Möglichkeiten des Spiels und sei in einem umfassenden Sinn lebensnotwendig. Er wird dann aber auch das Vor-Spiel eines Konzertes oder einer Theateraufführung, eines Jugend- oder Kinderfestes richtig einschätzen und in seiner Ernsthaftigkeit nicht unterschätzen.

### *2. Elemente des Festes*

#### *2.1 Die Zeit*

Ein Fest ist eine Form des Umgangs mit der Zeit. Wer nicht Zeit hat oder sich nicht Zeit nimmt, kann keine Feste feiern. Die Zeit des Festes ist nicht mit demselben Maß zu messen wie die Arbeitszeit. Die Quarzuhr ist kein taugliches Gerät zur Bestimmung und Messung von Festzeiten.

Das Fest enthebt nicht nur der Bindung an den Zweck, sondern auch dem Zwang der Zeit, dem Druck der Termine. Termin kommt von *tero*, griechisch *τείρο* = reiben, verreiben, aufreiben, entkräften, fertigmachen, beendigen. Durch den Termin wird also Zeit zerrieben, verbraucht, um ihre Kraft gebracht. Die Arbeit und die soziale Verflechtung erlegen uns viele Termine auf. Ein Terminkalender ist zwar notwendig, als Geschenkidee aber doch etwas zweifelhaft. Das Kirchenjahr ist kein Terminkalender, sondern ein Festkalender — das ist etwas anderes.

Im Griechischen gibt es zwei Worte für Zeit: *χρόνος* ist die Zeit, die man mit der Uhr messen und in den Terminkalender eintragen kann. Mit Recht hat man eine Uhr früher

---

<sup>11</sup> Vgl. den Abschnitt „Spielen und Feiern“ im zit. Band der Enzyklopädischen Bibliothek 318—331.



ein „Chronometer“ genannt. Die Uhr läuft auch, wenn nichts geschieht. Sie mißt nicht so sehr Geschichte als vielmehr Naturgeschichte.

Die Griechen kennen für „Zeit“ auch das Wort *καῖρός*, das ist die Zeit, in der etwas geschieht, Geschichte geschieht. Kairos ist die Heilszeit, also die Zeit, in der ‚Heil‘ geschieht, und das bedeutet Ganzheit. Kairos ist die Zeit, in der einer zum Ganzen findet, zum Ganzen seiner selbst und der Welt. Im Kairos wird die zwanghafte Einbahn der Zeit in eins zusammengeführt: Vergangenheit und Zukunft werden gegenwärtig. Der Kairos kann nicht wie der Chronos durch die Uhr in Sekunden zertickt werden. Er bildet in sich eine Einheit, eine Ganzheit. Die Festzeit kann also nicht mit dem Chronometer gemessen werden; dazu braucht es ein „Kairometer“, oder noch besser eine Kairologie, wie ich das Kirchenjahr am liebsten bezeichnen würde. Das Fest bringt die schon von Platon geforderte rechte Einstellung zu den drei Dimensionen der Zeit zurück:

### *2.1.1 Ein Fest ist bejahte Gegenwart*

Der Mensch lebt in der Gegenwart und er kann nur gelöst leben, wenn er in der Gegenwart leben lernt. Die Bejahung der jeweils erlebten Stunde ist ein Teil der Lebenskunst. Ich würde das „carpe diem“ des Horaz sogar als ein „carpe horam“ interpretieren. Einen ganzen Tag überschaut man kaum. Er kann sehr lang sein und sehr verschiedene Stunden haben. Die gegenwärtige Stunde ausschöpfen, ausleben, verkosten, sozusagen im Jetzt zu leben, das ist ein Grundakt der Lebenskunst.

Im Neuen Testament spielt das Jetzt und Heute eine große Rolle: „Mahnt einander alle Tage, solange es ein Heute gibt!“ (Hebr 3, 13). Wir können die adventliche Lesung aus dem Römerbrief fast auswendig: „Jetzt ist es Zeit vom Schlaf aufzustehen. Heute ist unser Heil näher als damals, da wir zum Glauben kamen; die Nacht ist vorgerückt, der Tag bricht an“ (Röm 13, 11–12). Die starke Ausrichtung auf das Heute findet sich auch im Vater Unser: „Unser tägliches Brot gib uns heute“ (Mt 6, 11).

Viele Menschen bleiben an ihrer Vergangenheit hängen. Sie kommen oft einfach nicht über etwas hinweg, was man ihnen angetan hat oder wo sie selbst versagt haben. Sie lassen sich gewissermaßen von der Vergangenheit die Gegenwart stehlen. — Andere wieder leben nur in der Zukunft; sie träumen davon, was sie alles machen wollen, wohin sie reisen werden u. dgl. Sie leben wie der Mann, der nach einer Bildgeschichte von Wilhelm Busch nur mit einem Fernrohr spazieren geht: „Schön ist es auch anderswo, und hier bin ich sowieso“. Kein Wunder, wenn er mitsamt seinem langen Fernrohr in den nächsten Tümpel tappt.

### *2.1.2 Das Fest hilft, die Vergangenheit zu verarbeiten*

Es bewahrt Vergangenes auf und macht es zur festlichen Gegenwart. Wir feiern ein Fest zum Geburtstag, zur Silbernen Hochzeit, zum Jubiläum der Priesterweihe. Die Vergewärtigung ist ein wichtiges Element des Festes. Sie hilft, das wertvolle Vergangene zu er-innern, sich anzueignen und zu einem Stück seiner selbst zu machen. — Ein Fest bringt aber auch Unangenehmes aus der Vergangenheit zurück, so daß es noch einmal überdacht und überarbeitet werden kann. Im Licht des Festes schaut manches freundlicher aus und läßt sich eher regeln. Daher werden bei einem Fest auch manche Konflikte geregelt oder gelöst. Man reicht einander wieder die Hand zur Versöhnung, oder man braucht es gar nicht mehr zu tun: Man hat ja bereits wieder miteinander gelacht, gegessen und getrunken. Die Kinder vergessen bei einem kleinen Fest sehr rasch, wie sie



sich gestritten haben. Erwachsene vergessen es nicht so rasch; ihre Faschingsbälle dauern deshalb etwas länger.

Die Kirche hat ein eigenes Sakrament zur Verarbeitung von Verletzungen in der Vergangenheit, das Bußsakrament. Der Gedanke, daß auch dieses Sakrament ein Fest sein soll, liegt uns freilich noch recht fern. Dennoch ist dieses Sakrament in erster Linie von dem Fest her zu begreifen, das der barmherzige Vater dem verlorenen Sohn nach seiner Rückkehr bereitet hat. Er sollte in der Freude dieses Festes nicht nur die Verzeihung des Vaters erfahren können, sondern auch sich selbst verzeihen lernen.<sup>12</sup>

### 2.1.3. *Das Fest nimmt aber auch Zukunft vorweg*

Es ist Erinnerung und Verheißung. Wir feiern den Frühlingsbeginn oder das neue Jahr. Wir feiern Einstand in eine neue Wohnung, in einen neuen Betrieb. Eine Geburtstagsfeier ist nicht nur dankbare Erinnerung an den Tag der Geburt, sondern auch Verheißung weiterer Freundschaft. Eine Silberhochzeit enthält nicht nur die Erinnerung an das Eheversprechen, sondern auch die Versicherung weiterer Treue. Ein Weihejubiläum bedeutet ein erneutes Ja zum weiteren Dienst. Ein gut gefeiertes Fest gibt wieder Mut für die Zukunft und nimmt Ängste weg.

Alle Dimensionen der Zeit werden bei der Feier der Eucharistie deutlich. Sie vergegenwärtigt das Leben, den Tod und die Auferstehung Jesu Christi und hilft so zur Erinnerung, zum Eingehen in dieses Geschehen. Sie enthält aber auch die Verheißung: „Wir werden zu Tisch sitzen in seinem Reich.“ So öffnet sich die Zeit auf die Ewigkeit, das Vergängliche auf das Bleibende.

### 2.2. *Das Spontane*

Fest und Feier werden meist gleichsinnig gebraucht. Man kann jedoch unter Feier ein Fest verstehen, das ein Thema hat: Geburtstag, Schulabschluß, Promotion. Ein Fest muß kein Thema haben; das Thema ist einfach das Ganze, das Leben als Ganzes. Wir halten ein Fest, weil wir uns freuen, weil wir zustimmen wollen. Die Feier konkretisiert die Zustimmung in einem Bereich. Feiern kommt vom lateinischen ‚feriae‘ mit der Wurzel ‚fas‘ oder ‚fes‘, die eine religiöse Handlung bezeichnet. Das Wort stammt aus der Sakralsprache und bedeutete „die für religiöse Handlungen bestimmten Tage.“<sup>13</sup> Ein Fest ist immer glanzvoll und freudig. Eine Feier kann auch ernst sein, z. B. eine Totenfeier. Sakramente sind Feiern, nicht unbedingt Feste.

Die Feier hat zudem einen geregelten und geplanten Ablauf. Das Spontane wird bei einer Feier nicht unbedingt geschätzt. Bei einem Fest aber schätzt man die Überraschung, das nicht Geplante, den spontanen Witz, die Situationskomik. Die spontane Aufforderung zum Tanz bereitet mehr Freude als die Pflichttänze beim Opernball. Die Spontaneität enthält einen starken Impuls zur Entzweckung; sie weckt Kreativität und fördert das Auffinden von Alternativen. Nach einem gut gefeierten Fest weiß einer daher oft plötzlich wieder, wie es weitergehen könnte.

### 2.3 *Das Appellative*

Ein Fest ist durchaus nicht unverbindlich. Es hat einen Aufforderungscharakter: Du sollst zustimmen, sollst deine Mitte finden; das Leben soll dir lebenswert erscheinen.

<sup>12</sup> Vgl. W. Zauner, Rituale zur Schuldbewältigung, in: G. Bachl/W. Zauner, Schuld und Schicksal, Linz 1979, 63–74.

<sup>13</sup> Vgl. Duden, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim 1963, 161.



Die starke moralisch-ethische Komponente des Festes ist ein Grund dafür, warum nicht jeder bereit ist, zu einem Fest zu gehen. Man darf mit einem halben, mit einem fragenden und zweifelnden Herzen kommen, aber man soll mit einem vollen und erfüllten Herzen gehen. Wer nicht bereit ist, wenigstens zu fragen und zu zweifeln, der wird sich fernhalten.

In der Theologie sagt man, Liturgie sei Verkündigung, verdichtetes Wort, ins Zeichen gesetzter Anruf.<sup>14</sup> Liturgie ist Verkündigung, ist missionarisch, einladend und auffordernd, appellativ. Liturgie zeigt neue Möglichkeiten, tiefere und radikalere Alternativen, als sie der Mensch von sich aus finden würde. Es ist kein Zufall, daß sich Paul Claudel bei der Feier der Weihnachtsmesse in Notre Dame in Paris bekehrt hat. Es ist durchaus verständlich, daß durch die Feiern beim österreichischen Katholikentag 1983 viele Menschen noch über Rundfunk und Fernsehen den Appell wahrnehmen konnten, den diese Feiern ausgestrahlt haben. Manche haben unter diesem Eindruck wieder ein Leben aus dem Glauben und mit der Kirche begonnen.

#### 2.4 Das Soziale

Ein Fest verlangt Freunde. Es schafft aber auch Freundschaft durch die gemeinsame Zustimmung. Ein Fest ist auch ein Kommunikationsvorgang: Man versichert sich der Zustimmung des anderen und der Zustimmung aller zum Ganzen. Das Fest bringt somit die Menschen einander näher. Alle Kommunikationsmedien sind daher für das Fest von Bedeutung: Sprache, Symbol, Kunst und Musik.

Das Fest hat einen sozialen Appellativcharakter: „Nimm den anderen an.“ Man redet, trinkt, singt und tanzt sich zusammen; man versöhnt sich wieder.

Auch die Feier der Liturgie ist ein Kommunikationsvorgang mit Appellativcharakter. Kommunion ist Verbindung mit Christus und den Christen. Buße ist erneute Hinwendung zu Gott und den Menschen. Ehe ist Verheißung lebenslänglicher Kommunikation.

#### 2.5 Das Erotische

Die Griechen unterscheiden den Eros von der Agape und vom Sexus. Eros ist die sinnenhafte, also durch alle Sinne wahrgenommene Freude an der Person des anderen. Eros ist die Freude an der Schönheit des Menschen, an der Anmut seiner Sprache und Bewegungen, an seiner Kleidung und gestalteten Umgebung, etwa seiner Wohnung. Das Fest liebt die Farbe, liebt alles, was die Sinne anspricht. Das Erotische hilft, Distanz zu überwinden und einander näherzukommen.

Der im Jahre 1973 gestorbene Wiener Domprediger und Kunstkritiker Otto Mauer hat vor seinem Tod mehrfach beklagt, daß die Kirche so unerotisch geworden sei. Er hat die Vernüchterung der Liturgie und die Kahlheit moderner Gemeinderäume beklagt gegenüber der Sinnenfreude früherer liturgischer Formen (Prozessionen!) und Kirchenräume. Er hat immer wieder gesagt: Wenn es der Kirche nicht gelingt, wieder mehr Eros zu haben, werde sie langweilig und fad und könne nicht mehr begeistern. Das sei jedoch für die Kirche tödlich. Bloße Rechtgläubigkeit und gute Verwaltung, Disziplin und Kirchenrecht allein können die Kirche nicht voranbringen. Sie braucht auch die Kraft des Eros. Diese wird geweckt und zeigt sich im Fest.

Allenthalben wird heute gefragt, wie die Menschen die „ars vivendi“, die elementare Kunst zu leben, wieder lernen könnten. Der Weg hierzu führt über die Muße und das Fest.

---

<sup>14</sup> So K. Rahner passim, z. B. Schriften III, Einsiedeln 1956, 292.